

Was bleibt

Biopics schreiben Literaturgeschichte auf und zugleich um. Sie loten die Kluft zwischen Vorstellung und Wirklichkeit aus, zwischen dichterischer Selbststilisierung und ernüchternder Realität.

Leben wie im Film

Das Leben erzähle keine Geschichten, hat der englische Schriftsteller und Filmemacher B. S. Johnson behauptet. Das Leben sei chaotisch, fließend und lasse viele Fragen offen. Wer Geschichten erzähle, erzähle in Wahrheit Lügen. Dokumentarfilmer dürften daran mehr zu beissen haben als Autorinnen und Autoren von Spielfilmen. Fiktion lügt nicht, weil sie gar nicht den Anspruch erhebt, Wirklichkeit getreu abzubilden. Wie aber verhält es sich mit Biopics, jenem Genre, das laut Definition Leben und Wirken einer realen Persönlichkeit auf die Leinwand bringt?

Biografische Spielfilme bewegen sich auf einem Grat, denn Erfindung und Rekonstruktion greifen darin sichtlich ineinander. Erzählt wird nach wahren Begebenheiten – und hie und da mit bestechender Detailverliebtheit. In *To Walk Invisible* (2016) über die drei Brontë-Schwestern will Sally Wainwright beispielsweise keine romantisch-kitschige Welt zeigen, sondern den rauen Alltag im frühen 19. Jahrhundert lebensnah vor Augen führen. Setting und Kostüme passen in die historische Zeit, und die Protagonistinnen sprechen mit regionalem Yorkshire-Akzent. Ob es einem Biopic gelingt, ein realistisches Charakterbild und eine überzeugende Lebensgeschichte zu vermitteln, hängt jedoch massgeblich von der Kraft der Story ab, die stets eine ausschnittshafte und interpretierte Fassung bleibt. Dabei nehmen wir in Kauf, dass Darsteller_in und biografierte Person sich nicht haargenau gleichen.



To Walk Invisible (2016) Regie: Sally Wainwright

Physische Ähnlichkeit oder eine perfekte Maske mögen die Illusion befördern, wirkungsvoller sind hingegen Ausstrahlung und psychologische Glaubwürdigkeit. In *The Hours* hat Nicole Kidmans prothetische Nase, die sie in Virginia Woolf verwandeln sollte, eher für Irritationen gesorgt. Ohnehin heben Starbesetzungen den Doppelcharakter des Genres besonders hervor. Gleich einer Kippfigur changiert die handelnde Person zwischen wiedererkennbarem Star und realem Vorbild, um beide in der Fiktion zu einer neuen Gestalt zu verschmelzen. Wenn dies gelingt, wird vor allem die schauspielerische Leistung gewürdigt. Seit zwanzig Jahren werden in der Kategorie «Bester Hauptdarsteller» und «Beste Hauptdarstellerin» an der Oscar-Verleihung regelmässig Biopics nominiert oder ausgezeichnet.

Um das Publikum emotional zu fesseln und Authentizität zu erzeugen, bedient sich das Biopic verschiedener Verfahren. Als Fiktion greift es auf bewährte Erzählmuster und Plotstrukturen des Hollywoodkinos zurück. Der klassische Karriereplot wird meist mit einer bewegenden Beziehungsgeschichte oder einem Abenteuer gekoppelt. Im Künstlerfilm spielen zudem Motive des exzentrischen, zerrissenen oder lebensuntüchtigen Genies eine wichtige Rolle. Intime Nahaufnahmen verstärken dabei den authentischen Effekt, denn wenn die Kamera in Privatsphären vordringt, schafft dies ein Gefühl erhöhter Unmittelbarkeit. Das lässt Berühmtheiten wie einen Charles Dickens in *The Invisible Woman* (Ralph Fiennes, 2013) vertraut und menschlich erscheinen, kratzt aber unter Umständen am makellosen Image. Der voyeuristische Blick hinter die Fassade legt Charakterschwächen und verborgene Laster offen und kann im Extremfall einem Heldensturz gleichkommen. So zollt James Hawes in *Enid* (2009) der produktiven Kinderbuchautorin Enid Blyton durchaus Respekt, stellt sie aber gleichzeitig als kaltherzige Mutter bloss,



Goodbye Christopher Robin (2017) Regie: Simon Curtis



The Hours (2002) Regie: Stephen Daldry

die das Familienidyll medienwirksam inszeniert und sich mehr um ihr Lesepublikum als um die eigenen Kinder kümmert. Auch *Goodbye Christopher Robin* (Simon Curtis, 2017) hinterlässt ein zwiespältiges Bild. Der Autor A. A. Milne erfindet für seinen Sohn niedliche Winnie-the-Pooh-Geschichten, spannt diesen jedoch bedenkenlos für Publicityzwecke ein, als die Bücher zum Erfolg werden. Im Sinne des Doppelplots zeichnet der Film die Laufbahn des im Ersten Weltkrieg traumatisierten Schriftstellers nach und kontrastiert den Karriereplot mit der problematischen Vater-Sohn-Geschichte. Seinen Höhepunkt erreicht der Konflikt, als der pazifistische Milne seine Beziehungen spielen lassen muss, um dem Sohn zu ermöglichen, trotz medizinischer Untauglichkeit in den Zweiten Weltkrieg ziehen zu können.

Selbst wenn Idole entzaubert und mitunter als Legenden demontiert werden, setzen Biopics diesen Persönlichkeiten gleichwohl ein filmisches Denkmal. In *Rebel in the Rye* (Danny Strong, 2017) wird J. D. Salinger als ambitionierter und eigenwilliger Jungautor eingeführt, der erst durch seinen Mentor Whit Burnett die entscheidenden Lektionen lernt. Mit dem «Fänger im Roggen» gelingt Salinger Jahre später der grosse Durchbruch, aber angewidert von Ruhm und medialer Aufmerksamkeit zieht er sich alsbald aus der Öffentlichkeit zurück und beschliesst, zeitlebens keine Zeile mehr zu veröffentlichen. «Ich möchte mich allem entziehen, das mich bei meiner Arbeit stört. Ich will nur schreiben, sonst nichts.» Damit nährt der Film den Topos des opferbereiten Autors, der die Kunst zu etwas Heiligem erhebt und den Weg der Entsagung wählt. «Wenn ich das ganze Leben dem Schreiben widme und nichts dafür kriege, dann kann es sein, dass mich das glücklich macht.»

Zur Authentisierung kommen in Biopics auch formalästhetische Strategien zum Einsatz. Im Unterschied zu anderen Kunstwerken lassen sich literarische



The Invisible Woman (2013) Regie: Ralph Fiennes

Texte filmisch weniger eindrücklich in Szene setzen. Kostproben werden darum in der Voice-over rezitiert und durch assoziative Montagen oder Aufnahmen des eigentlichen Schreibaktes illustriert. Lesungen und andere Performances bieten weitere Möglichkeiten, Literatur im Film zum Leben zu erwecken. Die authentische Wirkung verdankt sich der Gleichsetzung von inner- und ausserfilmischem Publikum, zum Beispiel wenn der «unnachahmliche» Charles Dickens auf der Bühne mit Pathos aus seinem «David Copperfield» liest. Durch kompilierte Textcollagen wird die Wirkung des Wortes sogar noch gesteigert. *Miss Austen Regrets* (Jeremy Lovering, 2008) enthält zwei längere Sequenzen mit Passagen aus «Persuasion». Obgleich die Sätze sich nahtlos zusammenfügen, kommen sie in dieser Reihenfolge im Roman gar nicht vor. Vielmehr springt hier die Autorin im Zickzack durch den Text und reiht Fragmente aus sechs Kapiteln aneinander.

Zum Medienpakt gehört es, dass das Publikum seine Ungläubigkeit suspendiert und faktische Ungereimtheiten akzeptiert. Um nicht mit der Illusion zu brechen, werden deshalb in Biopics selbst Zeitdokumente der Fiktionalität untergeordnet. Enid Blytons BBC-Interview etwa wird filmisch nachgestellt, und Salingers Porträt auf dem Titelblatt der Zeitschrift «Time» weicht dem Konterfei des Schauspielers Nicholas Hoult. Erst ganz am Ende wird auf die Gegenwart umgeschwenkt. In *To Walk Invisible* fährt die Kamera vorbei an Tourist_innen durch die Räume des Brontë Parsonage Museum und lenkt den Blick durchs Fenster auf die Statuen der Autorinnen. Mit Schrifteinblendungen und historischen Originalaufnahmen im Abspann erinnern Biopics daran, dass die erzählten Lebensgeschichten ihren Ursprung in der Wirklichkeit haben. Schreibt das Leben also doch die besten Geschichten?

Daniel Ammann



Miss Austen Regrets (2007) Regie: Jeremy Lovering



Rebel in the Rye (2017) Regie: Danny Strong